

Es ist ungeschichtlich, vom »jüdischen Schutz« zu sprechen, den Rahab genießt (S. 8) (Josua II) oder vom »jüdischen Reich« (S. 8) des Königs Salomo. Die Verwendung von Begriffen wie »Villa«, »Gutsverwalter« mit Bezug auf die Siedlung Rischon Lezion zu Beginn dieses Jahrhunderts und dieser »ein idyllisch operettenhaftes Hirtenleben auf israelisch« zuzuschreiben, erscheint mehr als fragwürdig. Aber wer den »Bund« und die »Poale Zion« nicht säuberlich unterscheiden kann, hat seine Hausaufgabe einfach nicht gemacht.

Dennoch, das Buch ist eine reiche Fundgrube von hochinteressanten Erzählungen. Es kann jedoch nur als Hinweis auf die Geschehen dienen und nicht als ihre Geschichte. Das Buch bedarf einer gründlichen Revision und Überprüfung der Tatsachen, so wie seiner unterschwelligen Konzeption. Wie jedes Buch bedarf es auch einer Korrekturlese. Man merkt es dem Buch an, dass sein Stoff ursprünglich einem Film gedient hat.

Dr. Yehiel Ilsar, Jerusalem

JACOB (COOS) SCHONEVELD: The Bible in Israeli Education. A Study of Approaches to the Hebrew Bible and its Teaching in Israeli Educational Literature. Assen 1976. Van Gorcum. 294 Seiten¹.

¹ S. o. S. 60.

WIR WOLLEN FRIEDEN. – Bilder und Gedichte von jüdischen und arabischen Kindern aus Israel. Freiburg – Basel – Wien 1977. Verlag Herder. 96 Seiten. (Graphische Gestaltung und Redaktion: Jaakov Zim, Auswahl der Gedichte: Uri Uriel Ofek, Übersetzung Jaakov Hessing. Erste hebräische Edition unter dem Titel: *Hashalom Sheli*, American Israel Publishing Comp. Ltd. / Sonol Israel Ltd. 1974. – Die deutsche Übersetzung von Sabra Books.)

Im Jahre 1974, noch unter dem unmittelbaren Eindruck des »Jom Kippur-Krieges«, veranstalteten die israelischen Behörden in Israel und in den von Israel verwalteten Gebieten unter Kindern zwischen 8 und 14 Jahren einen Wettbewerb über das Thema »Frieden«, darzustellen in Bild und Wort. Aus über tausend prämierten Arbeiten entstand durch engere Auswahl das vorliegende Buch mit Zeichnungen und Versen von 43 Kindern teils israelischer, teils arabischer Herkunft, aber auch von Neueinwanderern aus der UdSSR, den USA und Südamerika. Die deutsche Fassung aus dem Jahre 1977, die der Herder-Verlag dankenswerterweise herausgebracht hat, ist – leider! – noch immer höchst aktuell; denn dem Krieg im Nahen Osten ist bisher noch kein Friede gefolgt. Im Gegenteil: Indessen wütete der Bürgerkrieg im Libanon, und noch immer stehen an allen Grenzen Israels die feindlichen Nachbarn bewaffnet einander gegenüber, und nicht nur in diesem Gebiet droht Kriegsgefahr und ist der Friede fern. Wollte man den ergreifenden Zeugnissen dieses Bilderbuches glauben, so wäre es am besten, man überliesse Kindern das Geschäft der Politik; denn sie wollen Frieden. Nun weiss man freilich, wie leicht beeinflussbar Kinder sind, und dass sie ihre natürliche oder erbsündliche Aggressivität nur allzu gern gewaltsam entladen, woraus denn auch die Spielzeugindustrie ihren Nutzen zieht – was wird sie von Wünschen halten wie diesem: »In Spielzeugläden gibt es viele / Baukästen und Würfelspiele. / Doch überall im ganzen Land / sind Spielzeugwaffen unbekannt«? Dennoch besteht kein Zweifel: Es ist den jüdischen Kindern in Israel und den arabischen Kindern in den besetzten Gebieten ernst mit ihrer Friedenssehnsucht. Sie haben unter dem Krieg gelitten, Väter und Brüder verloren, Freunde und Freuden eingebüßt. In den Zeichnungen wird der Krieg meist durch einen Tank dargestellt, seltener durch Flugzeuge. Der Wunsch aber nimmt den Frieden vorweg:

Die Kanonenrohre der Kampfwagen sind verbogen, Vögel nisten darauf, alles ist von Blumen überblüht. Das am meisten verwendete Friedenssymbol ist die Taube mit dem Ölzweig, Fahnen oder Sprechblasen mit dem Wort »Schalom«, Blumen, auch die biblischen Bilder des Friedensreiches bei Jesaja kommen vor: Sie schmieden die Schwerter zu Pflugscharen (oder Gartenschaukeln), und das Lamm weidet friedlich mit dem Wolf. Tanz, Spiel, freie Bewegung auf Blumenwiesen sind häufige Darstellungen. Oft wird auch als Frucht des Friedens die Freundschaft und Verbrüderung zwischen Israelis und Arabern gezeigt, und zwar von beiden Seiten. Auch die Eintracht zwischen den Religionen kommt ins Wunsch-Bild: Vor den Mauern Jerusalems stehen Moschee, Kirche und Synagoge nebeneinander, kindliche Strichmännchen friedlich davor!

Die Bilder wirken naiver und überzeugender als die Verse; das mag an der deutschen Übersetzung liegen, die sich gelegentlich zu sehr um »schöne« Sprache und kunstvollen Reim bemüht. Dennoch wirkt da und dort jene echte dichterische Inspiration ergreifend, wie sie Kindern so oft eigen ist. Ein paar Beispiele. Aus dem »Gebet« einer Dreizehnjährigen: »Ja, um Frieden bitte ich, / und einem kleinen Mädchen / schlägst du sicher / keine Bitte ab.« Oder jener Achtjährige, der die friedliche Zukunft so sieht: »Morgen, im Frieden, brauchen wir kein Geld mehr für Waffen / und werden uns Kühe für den Kibbuz anschaffen.« Oder der kleine Araberjunge Muhamad, der hofft, es werde kommen »der Tag, an dem die Generäle Blumen züchten ..., wenn Ismael und Israel sich verbünden, / wenn alle Juden den Arabern Brüder werden«. Und endlich der »Traum von der Flöte«, in dem ein Knabe, wie der Rattenfänger von Hameln, durch sein Spiel alle Waffen hinter sich herzieht: »Verzaubert folgten seine Flöte Kanone und Gewehr, / verliessen folgsam unsere Welt. Ich sah sie niemals mehr.« – Man wünschte diesem bezaubernden Buch die gleiche magische Kraft: Schalom, der Friede, wäre auf immer gewonnen! Paulus Gordan OSB, Beuron

Bibliographische Notizen

CONCILIUM. Internationale Zeitschrift für Theologie, 12. Jg., Heft 2, Februar 1976. S. 75–139. (Mainz/Zürich/Einsiedeln; Verlage Benziger/Grünewald).

Das Heft bringt im Rahmen einer Thematik, die sich mit der Verwendung nichtchristlicher heiliger Schriften im christlichen Gotteswort beschäftigt, einen Abschnitt unter der Überschrift: »Das Judentum und die Verwendung heiliger Bücher in der christlichen Liturgie« (S. 116–130), welcher folgende Beiträge enthält: C. MacLeod, Die Bibel, das Judentum und die jüdisch-christlichen Beziehungen (S. 116–120); A. Segre, Die Bibel und das jüdische Volk (S. 120–126); C. Rijk, Die jüdisch-christlichen Beziehungen und die Verwendung heiliger Bücher anderer Religionen im christlichen Kult (S. 126–130). *Erfreulicherweise* wird schon im ersten Beitrag (von C. MacLeod) deutlich herausgestellt, dass das Verhältnis Judentum–Christentum nicht einfach unter das Generalthema Christentum und andere Religionen zu stehen kommen darf – leider ist solches festzustellen immer noch eine Notwendigkeit und nicht eine Selbstverständlichkeit, über die Worte zu verlieren nicht mehr nötig wäre. – Insgesamt zeigen die Beiträge eine ausserordentlich grosse Aufgeschlossenheit für die Gewinnung neuer Perspektiven im Blick auf ein allgemeines Gespräch der Religionen miteinander, wobei die gesonderte Zuordnung von Judentum und Christentum gerade nicht als ein Hindernis, sondern als eine Wegbereitung zu erscheinen vermöge. Solches stellt man mit Freude fest. O. K.

JEWISH-CATHOLIC DIALOGUE: In: The Eucharist in ecumenical Dialogue. Aus: Journal of Ecumenical Studies 13 (1976) 125–140. *Eric Werner*: The Eucharist in Hebrew Literature during the Apostolic and Post-apostolic Epoch (S. 126–130); *Monika K. Hellwig*: Catholic Response (S. 130 f.); *M. K. Hellwig*: The Christian Eucharist in Relation to Jewish Worship (S. 132–138); *E. Werner*: Jewish Response (S. 138–139). *Eric Werner* versucht zunächst aus jüdischer Sicht einige linguistische Vorfragen des Einsetzungsberichtes zu klären. Bewusst schränkt er seine Fragestellung auf die Zeit ein, in der spekulative Fragen, wie die der Transsubstantiation, noch nicht aufgekommen waren. Hingegen setzt er sich eingehend mit einem jüdischen Midrasch (Exodus Rabba) aus dem 6. Jh. (enthält aber Material, das wesentlich älter ist) auseinander, den er als frühe jüdische Reaktion auf das christliche Eucharistieverständnis deutet. Aufgrund des darin enthaltenen Kommentars über den Kommunionvers »Schmecket und sehet, wie gütig der Herr ist« (Ps 34, 9) legt der Autor eine neue Interpretation der *conversio donorum* vor: So wie der Hyssop auch als etwas Wertloses galt – und dennoch für Reinigungsriten eingesetzt wurde (vgl. Ex 12, 22) –, so ist auch Jesus als Instrument in Gottes Händen zur Erlösung der Welt zu betrachten. In diesen Ausführungen des Midrasch möchte Werner eine versteckte jüdische Anspielung auf Jesus Heilsfunktion sehen!

Monika K. Hellwig stellt in ihrem Beitrag heraus, dass nur ein steter Dialog mit dem Judentum Früchte für ein besseres Verständnis der Eucharistie abwerfen kann. Das christliche Verständnis hat sich nämlich immer wieder nach der Person und der Intention des Jesus, der Jude war, auszurichten. So werden die Grundlagen des christlichen Sakramentsverständnisses – und insbesondere der eigentliche Sinn des Eucharistie-Sakramentes – vom Judentum mitbestimmt. Jüdische Mahlgemeinschaft und Seder wurden in die christliche Liturgie übernommen. Wie im Judentum dominiert dabei die Zeitdimension, denn die Eucharistie ist zugleich auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausgerichtet. Es geht um den gleichen, einen Gott, der sowohl im Pascha-Geschehen handelte, der in neuer und unüberbietbarer Weise in Jesus präsent war, als auch jetzt im eucharistischen Geschehen tätig wird; die Eucharistie hat zudem eine ausgesprochen eschatologische Dimension, weil die Erlösung als eine für die ganze Welt noch nicht abgeschlossene Wirklichkeit verstanden wird. In der immer weitergeführten, metaphysischen Spekulationen um die Eucharistie sieht Hellwig eine konkrete Gefahr, weil gerade sie die jüdischen Wurzeln zu verdecken drohen. Eine glückliche Wende hat hier erst das Vat. II gebracht.

D. Kinet, Augsburg

FRANZ MUSSNER: Christliche Identität in der Sicht des Neuen Testaments, Intern. katholische Zeitschrift. Communio Verlag. Frankfurt/M. 5 (1976). S. 421–430. Es genügt nicht, Jesus Christus nur im Mund zu führen, um sich als Christ ausweisen zu können (vgl. S. 423). Wenn man sich die Frage nach der christlichen Identität von der Warte des Neuen Testaments aus stellt, dann genügt es ausserdem nicht, nur Gräben aufzureissen: zwischen der vorösterlichen Jesuszeit und der nachösterlichen Christuszeit, zwischen Jesus und Paulus, zwischen der Lehre der Rechtfertigung des Sünders und der frühkatholisch-judenchristlichen Werkfrömmigkeit. Jenseits aller Lippenbekenntnisse und aller Verschiedenheiten innerhalb des Neuen Testaments geht es für den Christen jeder Generation um die »durchgehaltene Treue zum nor-

mativen Anfang« (S. 422). Anhand von Lk 1, 2; Joh 1, 1; 1 Joh 2, 24a; 2 Joh 9 u. a. zeigt Mussner, dass es dem Neuen Testament sehr zentral darum geht, dass der Gläubige seins- und bekenntnismässig im Anfang (archä) – in Jesus Christus – verwurzelt bleibt. Damit ist aber noch nicht alles über die christliche Identität gesagt. Mussner weist darauf hin, dass die Urkirche in Jesus Christus sowohl den erschienenen Sohn Gottes sah als auch – ebenso entschieden – den Sohn Davids. Das Bekenntnis zur Davidsohnschaft ist Mussner besonders wichtig. »Damit ist Jesus in das Kontinuum Israels gestellt« (425). Zur christlichen Identität »gehört das Wissen um den unlöslichen Zusammenhang der Kirche mit Israel. Würde die Kirche diesen Zusammenhang nicht sehen oder gar nicht sehen wollen, so wäre das mit Identitätsverlust verbunden« (425). Wegen dieser Gedankenfolge und wegen der exegetischen Begründungen lohnt sich die Lektüre des Mussnerschen Artikels sehr. Es handelt sich um einen Versuch, Jesus Christus und den Christusglauben in die offenbarungsgeschichtlichen Zusammenhänge hineinzustellen.

Clemens Thoma

UNA SANCTA. Zeitschrift für ökumenische Begegnung. 31. Jg., 1976, Heft 2, S. 89–172. Meitingen/Freising. (Kyrios-Verlag).

Das Heft enthält u. a. in seinem Berichtsteil von *E. Flesselman-van Leer* »Christen und Juden« — Bemerkungen zur Studie des Rates der EKD« (S. 90–93) mit Würdigung und Kritik der EKD-Studie (vgl. in FR XXVII, S. 68 ff.); die Ausstellungen, die gemacht werden, beziehen sich vor allem auf das Fehlen einer Erwähnung oder Darstellung des Phänomens der Mystik im heutigen Judentum, auf die Unterschiedlichkeit in der Begründung der Ethik, schliesslich auf die durch Unmittelbarkeit (= Judentum) bzw. Mittelbarkeit (= Christentum, nämlich durch »Mittlerschaft« Christi) zu Gott differierenden Auffassungen über das Verhältnis von Gott und Mensch in Judentum und Christentum u. a. m. — insgesamt also eine Reihe von Bemerkungen, die des Nachdenkens sehr wohl wert sind, wenngleich sie natürlich nicht in jeder Hinsicht ohne Gegendarstellung bleiben dürften. — *F. v. Hammerstein* berichtet über Christlich-Jüdische Begegnungen in Jerusalem (25. Februar–3. März 1976) (vgl. in FR XXVII, S. 65 f.). — *W. Sanders* berichtet über »Biblische Verheissung und ökumenische Wirklichkeit – Tagungen zum Thema »Israel« in Schleswig-Holstein«.

Der Artikelteil bringt einen sehr instruktiven Beitrag von *S. Herrmann*: Die Schlüsselfunktion des Alten Testaments im ökumenischen Dialog (S. 109–117). — *N. P. Levinson*: Das »Alte« Testament als Hl. Schrift der Juden (S. 118–124) zeigt vor allem Unmittelbarkeiten zwischen Heiliger Schrift und heutigen Menschheitsfragen (Frieden, Umweltschutz usw.) auf. — *J. Magonet*: Angst und Hoffnung in jüdischer Erfahrung (S. 125–135) lässt schon vom Titel her die Aktualität des behandelten Themas (unter anderem Explikationen über die »Strategien des Überlebens des Judentums«) erkennen (wobei auch auf Witz und Humor rekurriert wird — als Versuche und Möglichkeiten, Herr über Ängste zu werden). — *H. H. Henrix* liefert unter der Überschrift »Der Dialog mit dem Judentum als Aufgabe ökumenischer Theologie« (S. 136–145) einen sachlichen, gut fundierten und belegten Beitrag. — Der Artikel von *H. A. Fischer-Barnicol*, »Wortwechsel oder Gespräch? Bedenken zur Begegnung der Kirche mit dem Islam« (S. 146–162) dürfte vor allem unter Gesichtspunkten einer stets und auf allen Seiten zu tätigen, insgesamt immer wichtiger werdenden *Selbstkritik* zu bedenken sein.

O. K.